Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Mittwoch, den 25. Oktober 1882. Nr. 498.

Die Berliner Post ist gestern Abend ausgeblieben, da gestern Abend der Personenzug aus Berlin, welcher planmäßig 10 Uhr 39 Min. hierselbst eintreffen soll, in Folge des Eisenbahn-Unglückes bei Eberswalde (siehe Lokales) eine Verspätung von 212 Minuten erlitt.

Deutschland.

Berlin, 24. Oktober. Zur Briefmarkenfrage wird aus Stuttgart, 22. Oktober, geschrieben:

Der heutige württembergische „Staats-Anzeiger“ bringt einen ausführlichen Bericht über die Sitzung des Beiraths der Verkehrsanstalten vom 9. d., in welcher unter dem Vorsitz des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Herrn v. Mittnacht die Angelegenheit der Postwerthzeichen besprochen wurde. v. Mittnacht leitete die Besprechung ein, unterstützt vom Generaldirektor v. Hofacker, welcher Mittheilungen technisch-statistischer Art machte. von Mittnacht bekämpfte die beiden zur Abhülfe gemachten Vorschläge, erstens den Vorschlag einheitlicher Postwerthzeichen und der Abfindung Württembergs mit einer Aversal-Entschädigung, zweitens den Vorschlag, den bisherigen verschiedenen Werthzeichen Freizügigkeit zu gewähren, mit anderen Worten in Württemberg die Benutzung baierischer und deutscher Reichspostzeichen zuzulassen und umgekehrt. Bei Befolgung des ersten Vorschlages würde die finanzielle Selbstständigkeit der württembergischen Postverwaltung verloren gehen und die administrative würde folgen. „Ein solches Abfindungsverhältniß würde zu völliger Gleichheit der Einrichtungen, Tarife u. s. w. führen müssen.“ Setze Württemberg seine Taxen herunter, so schädige es das Reich; im umgekehrten Falle werde es selber geschädigt. Die Freizügigkeit der besonderen Briefmarken habe den Uebelstand im Gefolge, daß man nicht wisse, ob sich Verlust und Gewinn bei dem auf Gegenseitigkeit beruhenden Verhältniß ungefähr ausgleichen. Der Minister hat in dieser Hinsicht große Bedenken, er fürchtet die „Benachtheiligung des schwächeren Organismus durch den stärkeren in einer solchen Konkurrenz“, die deutsche Reichspostmarke möchte „Eroberungen in Württemberg machen“. Die vorhandenen Mißstände erkannte er an. v. Hofacker theilte nun Näheres über die von ihm angestellten Erhebungen betreffs des Umfangs der Uebelstände an. Demnach betrug die Zahl der in Württemberg aufgegebenen mit Reichspost- oder baierischen Werthzeichen versehenen Postkarten beispielsweise im Rechnungsjahr 1881—1882 907 Stück. Im Ganzen wird die Zahl der in Württemberg aufgegebenen gesammten Postsendungen, welche irrthümlich mit deutschen Reichs-Postwerthzeichen versehen sind, auf jährlich rund 3000 geschätzt. v. Mittnacht hebt als besonders schweren Uebelstand hervor, daß irrthümlich frankirte Postkarten nicht befördert werden; diese von Briefen abweichende Behandlung gründe sich auf die Postordnung des Reichskanzlers vom März 1879, wonach Postkarten frankirt werden müssen, andernfalls sie nicht befördert werden. „Es werde sich fragen, ob hier eine Abhülfe zu erreichen sei; von Seiten Württembergs würde ein Anstand nicht vorliegen.“ Als ein wirksames Mittel die Uebelstände zu erleichtern, bezeichnete schließlich Herr v. Mittnacht den gegenwärtigen Umtausch der Postwerthzeichen bei den Postämtern. Dagegen machte v. Hofacker auf die damit verbundenen technischen Umständlichkeiten aufmerksam; gegen 9060 Postämter würden damit behelligt, es frage sich, ob der Nutzen im richtigen Verhältniß zu Arbeit und Kosten stehe. „Sollte es übrigens der Wunsch der Reichspostverwaltung sein, diese Einrichtung zu treffen, so könnte sich auch die württembergische Verwaltung dazu verstehen.“ Sehr ungünstig ließ sich Herr v. Hofacker über die Benutzung von Briefmarken als Zahlungsmittel aus. Es sei keine Obliegenheit der Post, diesem Verkehr Vorschub zu leisten; das Postbeamtenpersonal erhalte durch den Gebrauch, Briefmarkenwerthe in gewöhnlichen Briefen zu befördern, eine „Versuchung zu besonders leicht auszuführenden Unterschlagungen“. Die Württemberger würden übrigens nur wenig von dieser Zahlungsart Gebrauch machen, „da sie wohl wissen, daß ihre Marken draußen keine Gültigkeit haben“. — Die darauf folgenden Gutachten der Herren Beiräthe hielten sich so ziemlich im Rahmen dieser vorausgegangenen Betrachtungen, hervorzuheben ist nur, daß sowohl ein Stuttgarter als ein Reutlinger Vertreter dem Wunsch nach einheitlichen Postwerthzeichen Ausdruck gaben, und daß der Stuttgarter besonders hervorhob, „schwere Schädigungen ergeben sich daraus, daß Postkarten liegen bleiben.“

— Zur braunschweigischen Erbfolgefrage wird der „Post“ geschrieben:

Die neuerlich in den Zeitungen wiederholt auftauchenden Gerüchte von Verhandlungen über die voraussichtlich in nicht ferner Zeit bevorstehende Erbfolge in das Herzogthum Braunschweig rufen das Verlangen wach nach Belehrung über die rechtliche Lage der Sache, die bis jetzt vermißt wird.

Nach landläufiger Annahme besteht zwischen der Krone Preußen und dem Hause Braunschweig Wolfenbüttel ein Erbvertrag. Danach soll das preußische Fürstenthum Halberstadt gegen das jenseitige Gebiet als Vertragsobjekt eingesetzt sein.

Die freie Dispositionsbefugniß seitens des herzoglichen Fürstenhauses zu diesem Vertrag wird in Frage gestellt.

Im Hause Herzog Heinrich des Löwen habe nie eine sogenannte „Todtheilung“ stattgefunden mit dem Erfolg der freien Disposition über den zugefallenen Theil der ursprünglichen Stammlande. Nie sei jener Vertrag des Hauses Wolfenbüttel von den übrigen Linien genehmigt und anerkannt worden.

Die Depossedirung des Hauses Hannover im Wege der Eroberung von der Krone Hannover könne des ersteren Erbrecht auf Braunschweig nicht aufheben.

Die Erörterung dieser Fragen bei Seite gestellt, drängt sich doch die anderweite Frage auf: Werden diejenigen Landestheile des Herzogethums, welche nicht zu den welfischen Stammlanden gehören, sondern vom herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Hause demnächst besonders erworben sind, wie beispielsweise die Grafschaft Reinstein-Blankenburg, nicht solchem Erbvertrage unbestreitbar unterliegen? Ist es mit den Wünschen, ist es mit den berechtigten Ansprüchen der Bevölkerung in Einklang zu bringen, wenn demgemäß schließlich eine Theilung des Landes erfolgen sollte?

Was hinsichtlich der Erbfolge in Braunschweig nach Hausgesetzen, Erbverträgen und Grundsätzen des Privatfürstenrechts Rechtens sei, darüber ist viel geschrieben worden, allein es fehlt an einem Gerichtshofe, der die streitigen Fragen entscheidet. Wir möchten glauben, daß auf die schließliche Gestaltung der Sache ganz andere Momente von Einfluß sein werden als der Fleiß der Gelehrten.

— Die „Neue Preuß. Ztg.“ triumphirt über die angeblichen konservativen Wahlsiege, welche doch erst noch die Feuerprobe des 26. zu bestehen haben; in der „N. Allg. Ztg.“ aber tritt eine Stimmung hervor, welche fast zu der Vermuthung drängt, Fürst Bismarck fürchte bereits, die Geister nicht wieder los werden zu können, welche durch Herrn von Puttkamer und seine Landräthe gerufen worden. Das gouvernementale Blatt ermahnt heute die Konservativen dringend, bei allen zweifelhaften Wahlen für die Stärkung der Gemäßigt-Liberalen zu wirken, damit die konservativ-liberale Majorität möglich werde — welche doch bekanntlich von den Herren v. Rauchhaupt und Genossen verabscheut wird; die „N. A. Z.“ schreibt:

„In sehr vielen Wahlkreisen, wir weisen schon hin auf Breslau und Halle, liegt die Sache praktisch so, daß eine Verbindung der konservativen und gemäßigt-liberalen Stimmen noch in letzter Stunde im Stande sein kann, es zu verhüten, daß die Mandate den politisch und wirthschaftlich Extremen in die Hände fallen. Bei dieser Sachlage haben die konservativen Parteien die ernste patriotische Pflicht, in richtiger Erkenntniß, daß gerade ihnen ihre staatserhaltenden Grundsätze es verbieten, das Parteiinteresse über das Wohl des Ganzen zu stellen, selbstlos Hand anzulegen, um jene gemäßigt liberale Partei zu unterstützen, die durch sehr viele Berührungspunkte mit ihnen in innigster Beziehung steht. In diesen wenigen Tagen bis zum Vollzuge der Abgeordnetenwahlen ist es ja kaum denkbar, daß noch Verhandlungen gepflogen werden könnten zu dem Zwecke, um eine über verschiedene Wahlkreise sich erstreckende Kompensation zwischen den gemäßigt-liberalen und konservativen Elementen herbeizuführen; es werden daher die in den einzelnen Wahlkreisen bestehenden konservativen Minoritäten sich zu entscheiden haben, was ihnen die patriotische Pflicht dieser Stunde gebietet. . . Es kann und darf gerade von den Konservativen verlangt werden, daß sie erkennen, es sei für das Wohl des Vaterlandes — durch die Unterstützung der gemäßigten gegen die radikalen Liberalen ein Abgeordnetenhaus zu erzielen, in dem die ersteren einen gewichtigen Faktor bilden, der es nicht prinzipiell ablehnt, in das Gebiet der angeregten großen Reformen praktisch sich einzulassen — ersprießlicher, als wirklich vielleicht die Aussicht haben, einen eigenen Kandidaten in die Stichwahl gegen einen Radikalen zu bringen, um dann mit Wahrscheinlichkeit gegen ihn in derselben zu erliegen.“

In demselben Sinne schreibt die „Post“:

Statt zur Vernichtung der Mittelparteien und zur Spaltung der Nation in Extreme scheinen die Wahlen vielmehr zur Kräftigung der gemäßigteren Elemente, quantitativ auf der Rechten, qualitativ auf der Linken, führen zu sollen. Die Möglichkeit einer festen Mehrheit ohne das Zentrum scheint gegeben.

Daß die „Mehrheit ohne das Zentrum“ es ist, auf welche auch die „N. A. Z.“ es abgesehen hat, ersieht man u. A aus den Bemerkungen gegen Herrn Windthorst, welche dieses Blatt an den von uns bereits erwähnten Brief des Zentrumsführers an den klerikalen Geschichtschreiber des „Kulturkampfes“, Pfarrer Schulte, knüpft:

Ohne Zweifel wird Herr Dr. Schulte Verständniß für das lebhafte Interesse haben, welches Herrn Windthorst dem Kulturkampfe, dieser einzigen Wiege seiner Größe, eine noch recht lange Fortsetzung wünschen läßt.

Wir haben, da die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses noch nicht feststeht, keine Eile, über die künftigen Majoritätsbildungen Konjekturen anzustellen; es genügt vorderhand, die hervortretenden Symptome zu verzeichnen.

Braunschweig, 21. Oktober. Die zweite Sitzung des „Internationalen Vereins gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft“ wurde heute durch den Vorsitzenden Prof Reclam mit einigen geschäftlichen Mittheilungen eröffnet. Zunächst sprach Dr. Blasius (Braunschweig) über die Verwendung der Torfstreu. Den zweiten Vortrag hielt Dr. Gerson (Hamburg) über Wasserversorgung von Städten mittels Filtrirsystem. Nach einem Rückblick auf die bisherigen Filtrationsmethoden stellt Redner folgende Postulate für eine rationelle Filtration im Ganzen auf: 1) durch eine möglichst kleine Filterfläche muß ein möglichst großer Ertrag erzielt werden, 2) ist eine einfache, wenige Arbeitskräfte erfordernde und leicht auszuführende Reinigung der Filterstoffe, und 3) billige Herstellung und Unterhaltung der Filteranlagen erforderlich, 4) fremde Beimischung muß bis zu den feinsten Organismen ferngehalten und ein klares und schmackhaftes Wasser geliefert werden. Als ein solches Filtrationsverfahren glaubt Redner sein patentirtes System empfehlen zu können, welches er in technischer Beziehung ausführlich erläuterte. Es sprachen hierauf noch Prof. Engler (Karlsruhe) über die Herstellung von Poudrette, Dünger und Ammoniaksalzen nach dem Freiburger Verfahren; Dr. Petri (Berlin) über chemische und mechanische Reinigung von Kanalisationsabwässern, und Dr. Berkuris (Braunschweig) über die Verunreinigung der Flüsse durch die Abwässer der Zuckerfabriken. Um 2 Uhr wurde die diesjährige Versammlung von dem Vorsitzenden geschlossen.

Ausland

Wien, 22. Oktober. Nach einer Mittheilung, welche wir aus Varna erhalten, scheint die Lage der türkischen Bevölkerung Bulgariens eine überaus traurige zu sein. Das Bandenwesen gewinnt mit jeder Woche an Ausbreitung und die systematische Plünderung ganzer, von Türken bewohnter Orte ist auf der Tagesordnung. So wurde kürzlich das fast ausschließlich von Mohamedanern bewohnte Derventkony von einer starken Schaar bulgarischer Räuber überfallen, welche die in den Hütten befindlichen Habseligkeiten, das Vieh und die Ackergeräthschaften stahlen, die Frauen und Mädchen schändeten und schließlich den Versuch machten, das Dorf selbst in Brand zu stecken. Wenige Tage vorher drang eine bulgarische Bande in das Dorf Agemler (auf der Straße von Varna nach Bazardjik), um dort eine Karawane türkischer Bauern auszuplündern, welche mit mehr als 60 schwerbeladenen Fuhrwerken Station gemacht hatten. Auch dieses „Unternehmen“ gelang vollkommen. Die Räuber entfernten sich nach einem heftigen Kampfe in den Straßen des Dorfes unbehelligt mit ihrer Beute. In beiden Fällen sahen sich die Behörden erst nach mehr als vierundzwanzig Stunden veranlaßt, Maßregeln zur Verfolgung der Thäter einzuleiten; selbstverständlich ergaben diese überdies sehr lässig durchgeführten Maßregeln nicht das geringste Resultat.

Vollkommen analoge Vorfälle trugen sich in Hallatschli und Eski Djuma zu. Alle diese Begebenheiten spielen sich ab, während seit zwei Monaten der Belagerungszustand über Bulgarien verhängt ist — ein Widerspruch, der leicht seine Lösung findet, wenn man berücksichtigt, daß die Behörden sich zu einer energischen Ahndung der von Bulgaren gegen Türken verübten Ausschreitungen absolut nicht herbeilassen.

Die natürliche Folge dieser bedauerlichen Verhältnisse zeigt sich in dem rapiden Anwachsen der Emigration der türkischen Bewohner Bulgariens. Im Monat September sind über achthundert mohamedanische Einwohner aus Bulgarien ausgewandert. Der größte Theil davon — an sechshundert — begab sich auf dem Seewege nach Konstantinopel, der Rest schlug zu Lande den Weg nach Adrianopel und den Gebieten im Süden dieser Stadt ein. Die Bedeutung dieser Ziffern erscheint noch größer, wenn man berücksichtigt, daß die Gesammtzahl von türkischen Emigranten im August d. J. nur zirka achtzig betrug.

Brüssel, 22. Oktober. Der vierten und letzten Sitzung der internationalen Konferenz für Schiedsgerichte wohnte der Abgeordnete Dr. Lasker bei. Verhindert, sogleich beim Beginne dieser Sitzung zu erscheinen, wurde Herr Lasker bei seinem Eintritt in den Saal mit großem Beifall begrüßt, worauf der interimistisch ernannte Vorsitzende, Herr Tachard, jenem sogleich das Präsidium abtrat. Herr Lasker hielt seinen Vortrag in deutscher Sprache; wir folgen bei der Wiedergabe einem von der „Indépendance Belge“ mitgetheilten Resumé, welchem wir das Folgende in deutscher Rückübersetzung entnehmen:

„Herr Lasker hat sich auf dem Kongresse eingefunden, um ein Mißverständniß zu beseitigen und von den Bestrebungen Zeugniß abzulegen, welche die deutsche Nation beseelen. Am gestrigen Tage (19.) haben in Preußen Wahlen stattgefunden; diese Wahlen haben den ausgezeichneten Kollegen des Redners, Professor Virchow, zurückgehalten. Herr Lasker schätzt sich glücklich, in der Lage gewesen zu sein, wenigstens einer Sitzung der Konferenz beizuwohnen. Er weiß sehr wohl, daß man im Allgemeinen der deutschen Nation kriegerische Tendenzen zuschreibt; man macht sie für die Entwicklung des Militarismus und für die übertriebenen Rüstungen verantwortlich, welche die Budgets der europäischen Staaten schwer belasten. Ohne zu diesem Behufe mit einem Mandate betraut zu sein, trägt der Redner keinerlei Bedenken, zu versichern, daß die deutsche Bevölkerung sich den Bemühungen der englischen Assoziation anschließt, um die friedliche Lösung der internationalen Differenzen die Oberhand behalten zu lassen.

Deutschland ist eine friedliebende Nation. Das deutsche Reich ist in Wirklichkeit ein Reich des Friedens. Die deutsche Nation besitzt nicht die stolze Prätension, sich als Schutzengel des Friedens aufzuwerfen; es hat aber ebenso wenig die Schwäche, Alles dem vom Frieden gewährten Wohlbefinden zu opfern und eine ungerechte Herausforderung zu dulden, ohne sich dagegen aufzulehnen. Nein, es ist zu den größten Opfern bereit, um seine Integrität, seine Rechte, seine Freiheit zu wahren und respektiren zu lassen; aber es ist nichtsdestoweniger in hohem Grade friedlich in dem Sinne, daß seine geographische Lage und seine nationalen Instinkte, kurz Alles für Deutschland den Frieden zu einem Bedürfnisse und einem Gesetze macht.

Es giebt lebhaftere, geistreichere Rassen; aber es giebt keine ernsthaftere. Man behauptet zuweilen, daß es davon geträumt hat, die Welt zu beherrschen. Nichts aber ist falscher. Deutschlands Ehrgeiz ist nicht auf die Universal-Hegemonie gerichtet; es wünscht nur nach besten Kräften an dem Werke der Zivilisation mit den übrigen Nationen zu arbeiten, denen der Fortschritt bereits für so viele nützliche Eroberungen verpflichtet ist. In die erste Reihe dieser Nationen stellt der Redner England, Frankreich und Italien.

Da er von Frankreich gesprochen hat, ver[illegible]

er sich nicht, daß von dieser Seite Schwierigkeiten entstehen könnten; Deutschland aber hegt nicht das geringste Gefühl der Animosität hinsichtlich der französischen Nation. Es erinnert sich der Dienste, die diese große Nation bereits der allgemeinen Zivilisation geleistet hat; und alle Vorgänge, die sich in Frankreich vollziehen, alle Namen, welche durch diese Ereignisse ins Licht gesetzt werden, veranlassen Deutschland nur, dieselben seinen friedlichen Bestrebungen gemäß zu würdigen. Und wenn eine neue Generation derjenigen gefolgt sein wird, welche an dem letzten Konflikte theilgenommen hat, hegt Deutschland die feste Hoffnung, daß es möglich sein wird, durch friedliche Mittel alle zukünftigen Differenzen zu beseitigen.

Im zweiten Theil seiner Rede spielt der Redner auf den vielgenannten Brief des Feldmarschalls Grafen Moltke an. Herr von Moltke betrachtet den Krieg als eines der nothwendigen Elemente der von Gott eingesetzten Ordnung. Ohne auf die theologische Domäne überzugreifen, hält Herr Lasker dafür, daß jene Würdigung des Herrn v. Moltke einer aus der Mode gekommenen Philosophie entspringe. Deutschland bewundert und verehrt den großen Patrioten, den berühmten Feldherrn; es ist aber nicht der Ansicht des Philosophen. Und wenn dies nicht für das gesammte Deutschland gilt, so doch mindestens für die liberale Partei in Deutschland. Wir wissen heute, daß es nicht einen Gott für das Gute und einen Gott für das Böse giebt, daß vielmehr das Gute und das Böse ihre Quelle in dem Menschen selbst haben, und daß es von dem Menschen abhängt, dem Guten zum Siege zu verhelfen. Wahr ist, daß alle Nationen bis an die Zähne bewaffnet sind. Und man wundert sich darüber, daß wir den Frieden predigen. Erinnern wir uns aber des Mittelalters, des Feudalstaates. Wenn man einem Ritter jener Zeit gesagt hätte: „Lassen Sie Ihr Schwert bei Seite, wenden Sie sich an den Richter,“ so würde er die Achseln gezuckt und mit dem Schwerte den Anspruch auf sein Recht verfolgt haben. Die Zivilisation hat nichtsdestoweniger das Feudalregime besiegt und entscheidet die Fragen, welche dieser soziale Zustand mit dem Schwert entschied, durch den Spruch des Richters, einer an sich bescheidenen Persönlichkeit, die aber durch die Zivilisation allmächtig ist, als deren Mandatar sie auftritt, sowie durch die Billigkeit, von der sie inspirirt wird, und durch die Gerechtigkeit, welche sie darstellt.

Ebenso kann man einen sozialen Zustand von Weitem erkennen, in welchem die diplomatischen Fragen, statt wie bisher, durch die Loyalität und die Wahrheit gelöst, in welchem die internationalen Streitigkeiten durch die Justiz, durch das Schiedsgericht beruhigt werden. Deshalb glaubt der Redner als Freund des Friedens vom Standpunkte eines Deutschen seine Mitwirkung denjenigen nicht versagen zu dürfen, welche an dem Siege dieser neuen Ordnung der Dinge arbeiten. Der Redner schließt mit einer Huldigung für Belgien, einen neutralen und freien, einen arbeitsamen und glücklichen Staat, den er von allen Gesichtspunkten aus als ein großes Beispiel für alle Nationen betrachtet.

Die Rede des Herrn Lasker wurde häufig durch lauten Beifall unterbrochen. Nachdem noch einige andere Mitglieder der Konferenz gesprochen hatten, dankte Herr Lasker als Vorsitzender den Einwohnern Brüssels für ihre Gastfreundschaft und ihre wohlwollende Aufnahme. Die diesjährigen Arbeiten der Konferenz waren damit beendet.

London, 21. Oktober. Mordthaten sind in dieser Woche in Irland nicht vorgekommen, dagegen verschiedene Ausschreitungen, die indessen von keinem großen Belang waren. Der Vizekönig von Irland hat den wegen Mordes zum Tode verurtheilten Mondscheinler Michael Walsh zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt.

Provinzielles.

Stettin, 25. Oktober. An den Obermeister der hiesigen Fischer-Innung, Herrn M. Siabenow, ist von dem hiesigen Regierungspräsidenten folgender Bescheid ergangen:

„Im Auftrage der Herren Minister für Handel und Gewerbe und für Landwirthschaft, Domänen und Forsten eröffne ich Euer Wohlgeboren auf die an den ersteren gerichtete Vorstellung vom 22. Dezember v. J., daß nach den angestellten Ermittelungen die Verunreinigung durch einige Fabrikanlagen bei Stettin als vorhanden anerkannt werden muß und dadurch allerdings der Fischbestand gefährdet ist. Indessen verhindern die den einzelnen Fabrikanten zustehenden Privatrechte die Ergreifung genügender Maßregeln zur Beseitigung der hervorgetretenen Uebelstände, und ist es andererseits schwierig, die berechtigten Ansprüche der Fabrik-Industrie und des Schiffsverkehrs mit denen der Fischzucht und des Fischhandels in Einklang zu bringen. Doch wird darauf hingewirkt werden, das Abflußwasser thunlichst von den einer Gährung ausgesetzten, vegetabilischen und animalischen Stoffen zu reinigen und die dasselbe abführenden Kanäle häufiger als bisher zu räumen. Abgesehen hiervon werden die Versuche zur Auffindung noch weiterer Mittel fortgesetzt, und soll dem Fischhandel wie dem Fischfang in der Oder jeder zulässige Schutz gewährt werden. Euer Wohlgeboren ersuche ich, die interessirten Fischhändler und Fischer von dem Vorstehenden in Kenntniß zu setzen.“

— Der gestern früh 7 Uhr von hier nach Berlin abgelassene Güterzug ist zwischen Eberswalde und Chorin entgleist und soll auf dem Fahrdamm große Verwüstungen angerichtet haben. Die Schienen und Telegraphenstangen sollen auf einer weiten Strecke vollständig zertrümmert sein. Ob Menschenleben zu beklagen sind und wodurch der Unglücksfall entstand, ist noch nicht bekannt geworden, da merkwürdiger Weise in den unterrichteten Kreisen größtes Stillschweigen beobachtet wird. Die nach Berlin gehenden Züge mußten von Angermünde über Freienwalde expedirt werden. Ebenso nahmen die von Berlin kommenden Züge diesen Umweg. In Folge der dadurch entstehenden Verspätung erlitten auch die nach Hinterpommern gehenden Züge eine überstündige Verspätung. So ging der fahrplanmäßig um 5 Uhr hier abgehende Zug erst nach 6 Uhr, doch wurde um 5 Uhr von hier noch ein Extrazug nach Stargard abgelassen, der daselbst den späteren Zug erwartete.

— Aus der gestrigen Sitzung der Strafkammer des Landgerichts erwähnen wir folgende Fälle: Am Abend des 8. Oktober v. J. ereignete sich auf dem hiesigen Personenbahnhof dadurch ein Unfall, daß ein Rangirzug anstatt in das Geleise Nr. 5 in das Geleise der Drehscheibe einfuhr und mit einer auf der Drehscheibe haltenden Maschine zusammenstieß. Unter der Anklage, diesen Unfall durch Fahrlässigkeit verursacht zu haben, hatten sich der Weichensteller Joh. **Falk** und der Wagenschieber Wilh. **Parske** zu verantworten. F. sollte dadurch ein Versehen begangen haben, daß er die Weiche Nr. 23, welche das Geleis Nr. 5 und das Geleis der Drehscheibe verbindet, nicht, nachdem die Maschine dieselbe passirt hatte, sofort wieder auf Geleis 5 umgestellt hat. Dem P. dagegen wird zur Last gelegt, daß er, sich an der Bremse des Rangirzuges befindend, zum Abstoßen gerufen, ohne sich von dem richtigen Stand der Weiche überzeugt zu haben. Durch die Beweisaufnahme wurde jedoch bei beiden Angeklagten keine Fahrlässigkeit als erwiesen erachtet und erfolgte demnächst die Freisprechung.

Wegen seiner Neigung zu Gewaltthätigkeiten ist der Arbeiter Gust. Wlh. Fr. **Laatz**, genannt **Steffen**, mit dem Strafgesetz in Konflikt gerathen. Wegen Raubes hat derselbe bereits eine Zuchthausstrafe von 5 Jahren verbüßt und erst am 5. Oktober v. J. wurde er wiederum wegen Mißhandlung zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. Wegen gleichen Vergehens mußte er jetzt wieder die Anklagebank betreten. In der Nacht vom 29.—30. Januar d. Js. war er in Grabow auf der Straße mit mehreren Personen in Streit gerathen und hat dabei 2 seiner Gegner durch Messerstiche verwundet. Dafür trifft ihn eine Zusatzstrafe von 6 Monaten Gefängniß.

Wegen mehrerer in Kammin beim Kaufmann Kemle verübter Diebstähle werden die daselbst wohnhaften Arbeiter Joh. **Seefeld** und Alb. **Pieper** zu je 7 Monaten und der Schuhmacher Fr. **Schwenke** zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die unverehel. Otilie Karoline **Megow** war im vorigen Jahre bei dem inzwischen verstorbenen Registrator Schmidt als Dienstmädchen angestellt und hat während ihrer Dienstzeit zu verschiedenen Malen Wäsche- und Bettstücke in Gemeinschaft mit der verehel. Schmiedegeselle Aug. Marie **Holz** gestohlen, in einem Falle wurden die Beiden von der verehel. Buchbinder Therese Block, indem die Letztere die gestohlenen Wäschestücke in ihrer Wohnung versteckte, unterstützte. Alle 3 waren deshalb wegen Diebstahls resp. Beihülfe angeklagt und wurde gegen die Megow und die Holz auf je 1 Jahr, gegen die Block auf 1 Woche Gefängniß erkannt.

Der Kaufmann Julius **Ewer** aus Ueckermünde hatte im Sommer v. J. den Verkauf eines Hauses zwischen einem Frl. Buchholz und einem Kahnschiffer vermittelt und für Vermittelung des Geschäfts von beiden Parteien Provision verlangt und auch erhalten, nachdem er zu beiden Parteien gesagt, daß er nur von einer Seite Provision erhalten. In der letzteren Thatsache wurde eine Vorspiegelung falscher Thatsachen gefunden und Ewer wegen Betrugs unter Anklage gestellt. Er wurde auch für schuldig befunden und zu 1 Monat Gefängniß verurtheilt.

— Das zur direkten deutschen Dampfschifffahrt (Expedienten Morris & Co.) gehörende Hamburger Dampfschiff „Polynesia“, Kapt. Kühn, ist am 21. Oktober Abends wohlbehalten in Newyork angelangt. Dasselbe überbrachte 709 Passagiere und volle Ladung.

— Der Postdampfer „Werra“, Kapt. J. Barre, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, welcher am 12. Oktober von Bremen abgegangen war, ist am 23. Oktober wohlbehalten in Newyork angekommen.

Stimmen aus dem Publikum.

Den zahlreichen Passanten und Anwohnern des Krautmarkts bietet sich sehr häufig ein sehr unangenehmes Schauspiel dar. Ganze Berge alten Metalls werden vor dem Hause Nr. 3 angestapelt und **sortirt**, was manchmal während des ganzen Tages ein weithin schallendes Geräusch verursacht. Wenn der Anblick dieser Thätigkeit und das Geräusch schon nichts weniger als angenehm sind, so wird dies Gefühl noch wesentlich dadurch verstärkt, daß große Ballen mit Lumpen und altem Papier, sowie Säcke mit alten Knochen, die einen wirklich recht unangenehmen Geruch verbreiten, den ganzen Tag über dort lagern.

Es bedarf wohl nur dieses Hinweises, um die zuständige Behörde zum Inhibiren dieser etwas zu üppig entwickelten Gewerbefreiheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu veranlassen. Oeffentliche Plätze dürfen doch nicht in dieser Weise als private Lagerhöfe benutzt werden. P.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Die Geier-Wally.“ Schausp. in 5 Akten.

Das vielgeprüfte Breslauer Stadt-Theater steht abermals vor einer Krise. Herr Direktor Hillmann hat unterm 19. Oktober den Magistrat ersucht, ihn schon am 1. August 1883, also ein Jahr früher, als der Pachtvertrag zu Ende geht, aus demselben zu entlassen, und zugleich angezeigt, daß Herr Opernsänger Brandes bereit ist, die Direktion des Theaters auf 5 Jahre zu übernehmen.

Vermischtes

Metz, im Oktober. (On ne parle pas allemand.) Man schreibt der „Kölnischen Ztg.“: Daß in den Reichslanden noch einige berechtigte oder unberechtigte Eigenthümlichkeiten herrschen, ist schon des öfteren berichtet worden, und an Ort und Stelle verschafft man sich allerdings die Ueberzeugung von ihrem Vorhandensein und mancher darüber herrschenden Unzufriedenheit. Ein Besuch daselbst ließ uns aber Erfahrungen machen, die wir bis dahin doch nicht für möglich gehalten hatten. Wir befanden uns in Gravelotte und beabsichtigten, dort ein Telegramm in die Heimath aufzugeben. Einen unserer Reisegefährten, der die Besorgung übernommen hatte, kehrte indeß unverrichteter Sache wieder zurück, denn der Beamte des Telegraphenamtes wollte durchaus auf deutsche Unterhaltung sich nicht einlassen. Wir erfuhren auf Nachfrage, daß der Vorsteher dieses deutschen Verkehrsamtes kein Wort deutsch versteht. Einige Zeit darauf hatten wir Aufenthalt auf der Eisenbahnstation Novéant; es ist eine deutsche Station, wenn auch die letzte an der Grenze. Wir hatten gute Ursache, uns das Buffet anzusehen und einige der dort stehenden Erfrischungen zu verlangen. Die bedienende Person, die einzige, welche sich sehen ließ, erklärte uns aber mit Bestimmtheit und mit der abweisenden Kälte, der man dort zu begegnen pflegt: on ne parle pas allemand. Hier war die Sache nun schon eher zu machen als in Gravelotte, denn „was man nicht parliren kann, das zeigt man durch Gebärden an“, und so gelang es uns denn, auf dieser unter deutscher Verwaltung stehenden deutschen Station unter höchst belustigendem Gebärdenspiel und mit sehr ergötzlichem Kauderwelsch für gutes Geld Hunger und Durst zu stillen. Wir wollen gern gestehen, daß der eine oder andere von uns allerdings dem Fräulein hätte den Willen thun und in ihrer Sprache mit ihr verhandeln können, indessen mehr aus Unmuth als des Spaßes halber versetzten wir uns in die Lage derer, welche hier auf schwer erkämpftem deutschen Boden mit der deutschen Sprache nicht durchzukommen vermögen und sich auf andere Weise verständlich machen müssen, weil sie nicht Französisch verstehen. Drüben, jenseits der Grenze, auf französischem Boden giebt man an den Eisenbahnbuffets und in den Restaurationen nicht die Antwort: on ne parle pas allemand, sondern man trachtet danach, sich so gut es geht zu verständigen.

— Das Spital zu Landshut beherbergt zur Zeit einen Kranken, dessen Namen man in allen fünf Welttheilen kennt. Es ist dies der einstmalige Thierbudenbesitzer Kreuzberg, der nach erlittenem Schiffbruch bei der Ueberfahrt von Amerika nach Europa und nach mancherlei Irrfahrten in Rußland körperlich wie pekuniär vollständig heruntergekommen ist. Einstmaliger Besitzer eines Vermögens, welches nach Hunderttausenden zählte, mußte der sieche Mann, der, von Wien kommend, in Landshut nicht mehr weiter konnte, die Wohlthätigkeit der Stadt in Anspruch nehmen, bis die Rekonvalescenz des Kranken seine Ueberführung nach der zur Unterstützung des Verarmten verpflichteten Gemeinde im Rudolstädtischen gestatten wird.

— Ueber einen Goldfund in Vettersfelde, den der Landrath des Kreises Guben, Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath, demnächst an das märkische Museum einsenden wird, meldet eine Berliner Korrespondenz: „Die Gegenstände, die allem Anschein nach aus dem 14. Jahrhundert stammen, wurden auf dem Gute des Herrn Lauschke in Vettersfelde beim Pflügen in einer geringen Tiefe gefunden. Dieselben bestehen aus 1) einem Dolch in einer reich verzierten Scheide, welche ungefähr 10 Zoll lang und 1 Zoll breit ist; 2) einer Kette von ca. 2½ Fuß Länge und ½ Zoll im Durchmesser; 3) zwei kleinen schwachen Ketten mit Kugelschieber, 3½ Zoll lang und ⅛ Zoll stark; 4) einer Art Medaillon, eiförmig, 2 Zoll lang, in der Mitte 1 Zoll breit und ⅛ Zoll stark, auf einer Seite reich verziert; 5) einem Ring, welcher aber nicht zugeschmiedet ist und an dem einen Ende einen Schlangenkopf zeigt; 6) einer Art Ohrring mit Krone; 7) einem größeren Gegenstand in Form einer Knospe, und mehreren anderen Gegenständen, welche bisher noch nicht genauer untersucht werden konnten. Sämmtliche Gegenstände bestehen aus reinem Gold und repräsentiren einen Werth von zirka 18,000 Mark. Ferner wurden noch gefunden 2 Steine und 1 stark verrosteter Dolch aus Eisen. Die Sachen befinden sich augenblicklich noch im Besitze des Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath und sollen dort von Herrn Professor Virchow und dem bekannten Alterthumsforscher Stadtverordneten Alfieri vor ihrer Ueberführung nach Berlin erst noch eingehender besichtigt werden.

— (Nach der neuesten Mode.) Aus **Wien** wird geschrieben: Eine ebenso kleine als heitere Geschichte von einem unserer ausgezeichnetsten, dabei liebenswürdigsten, und aus beiden Ursachen gesuchtesten Arzte. In seinem Fache steht er auf der Höhe der Situation, das heißt, es giebt keine moderne Errungenschaft seiner Wissenschaft, die er nicht acceptirte und zum Heile seiner Patienten verwendete — Reaktionär bis zum Exzeß ist er dagegen in seinem Kostüme. Der Schneider, der ihm das erste Höschen angemessen, der Schneider, der ihm dann den ersten Zivilrock wieder anzog, nachdem er die Uniform des Erziehungsinstitutes abgelegt, in die man ihn gethan, derselbe Schneider, der ihm den Doktors- und den noch wichtigeren, den Traunngsfrack zugeschnitten, derselbe Schneider formt ihm noch heute seine Gewandung. „Noch heute“ ist indeß nicht wortwörtlich zu nehmen. Kein Zureden von Freunden, keine Thränen der Gattin, keine Bitten und keine Drohungen konnten ihn bewegen, einen anderen Schneider zu frequentiren, der mehr dem Zeitgeiste huldigte, als der alte Schneider „vom Grund“. Und doch stolzirt er seit gestern in einem pyramidal eleganten schwarzen Anzug, nach der neuesten Mode, voll Eleganz und Noblesse. **Wie** das geschah, ist eben die gerade so heitere als kurze Geschichte. Vor just acht Tagen war es, daß unser Doktor zu einem Diner geladen wurde; der Frau des Hauses hatte er einst das Leben gerettet; sie vergaß diese Kleinigkeit nie und es war ihr ein Vergnügen, ihn zu atzen. Es giebt dort immer eine exquisite Gesellschaft. Er tritt, der Erste des Zirkels, ein, die Dame empfängt ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln und beeilt sich, ihn einem Herrn vorzustellen, dessen stramme Haltung den Arzt lebhaft an den Bedienten Prinzen Orloffsky in der „Fledermaus“ erinnert. „Herr Dr. ***.“ „Herr ***.“ „Sehr erfreut.“ Beiderseitige Verbeugung. **Den** Namen muß ich schon wo gehört haben, denkt sich der Arzt — im selben Augenblicke hilft ihm zur näheren Orientirung die Herrin des Hauses. Sie flötet: „Lieber Doktor! „Herr *** ist einer unserer ersten Schneiderkünstler, er begleitet Sie in das Nebenzimmer und nimmt Ihnen zu einem Salonanzuge das Maß. Keinen Widerspruch! Wir dulden das nicht länger!“ Und der verblüffte Arzt wird in das Nebenzimmer gedrängt, läßt sich verblüfft das Maß nehmen, sagt verblüfft dem Schneiderkünstler Adieu und — gestern Früh findet er den funkelnagelneuen, eleganten Salonanzug zu Hause ausgebreitet, zieht ihn gehorsam an, und als er Abends in der Oper in seine Loge treten will, fragt ihn wie einen Fremden der Billeteur: Zu wem wünschen Sie, Herr Graf?

— (Berliner Thierfabel.) Ein gutes Pferd einer Droschke I. Klasse kommt Abends müde in den Stall und sagt zum elenden Klepper II. Klasse, der sich für die Nachtfahrt rüstet: „Weeste, du dauerst mir! Et ist schon schlimm, den janzen Dag loofen, aber na nu erst bei det Wetter in die Nacht!“ „Det is nett von dir, deß du det sagst,“ erwiderte der Klepper, „det zeigt mir, deß de ’en fühlendes Ferdeherz mang die Rippen hast. Aber det is ja jarnich so schlimm! Seh’ mal, schneller als wie ick hier inn’ Stall stehe, loof ick uf de Straße ooch nich!“

— (Maritime Experimente) Auf der Rhede von Aberdeen fanden vorgestern weitere Experimente statt, um die Wirksamkeit von Oel zur Beschwichtigung der Wellen zu prüfen. Infolge eines heftigen Windes aus dem Südosten war das Meer in der Einfahrt in die Rhede sehr stürmisch. Eine große Quantität Oel — etwa 70 Gallonen — wurde durch die über den Kanal gelegten Ventile gepumpt. Die Wirkung war eine markante. Die Wellen verloren, als sie die Oelzone erreichten, viel von ihrer Heftigkeit und das Meer wurde allmählich so glatt wie ein Spiegel.

— (Unangenehme Verwechselung.) Eine junge Dame sandte ihrem Geliebten ein Paar heimlich gestickte Schuhe. Zu derselben Zeit empfing der Unglückliche die dreißigste sehr intensive Mahnung seines Schneiders, er möge gefälligst „sein Konto ausgleichen“. Der junge Mann schrieb zwei Billets, siegelte dieselben und übergab sie seiner alten Aufwärterin zur Beförderung. Zwei Stunden später empfing seine Angebetete folgende Zeilen seiner Hand: „Ich verbitte mir nun allen Ernstes Ihre Aufmerksamkeiten. Wenn es mir paßt, werde ich Sie bezahlen.“ Und etwas später sah sich der grobe Schneider im Besitz der Photographie des jungen Mannes mit beigelegten Zeilen: „Wenn Sie mein Bild anblicken, holdester Engel, dann denken Sie daran, wie viel ich Ihnen schulde.“ Abends, als der Jüngling seiner Angebeteten einen Besuch abstatten wollte, wurde er vom Vater derselben zum Hause hinaus geworfen, und der Schneider sandte ihm folgenden Tages eine Notiz, gröber als vorher, indem er erklärte, er wolle sich durch einen so jungen Mann nicht auch noch zum Narren halten lassen.

— (Geschäftsgeheimniß.) In B. herrscht unter den Kellnern vielfach die Unsitte, stets nur so viel beim Geldwechseln herauszugeben, daß noch 5 Pfennige fehlen und nach diesen dann so lange suchen, bis der Gast des Wartens müde wird und dem Kellner den Betrag schenkt. Einem Gaste, Professor an der dortigen Universität, war dies Gebahren aufgefallen und er beschloß, Acht zu geben, wie die Kellner es anfangen, um nie die Fünfpfennigstücke finden zu können. Er bemerkte bald, daß dies sehr einfach dadurch bewerkstelligt wurde, daß der Kellner alle Fünfpfennigstücke, die er einnahm, in die Westentasche steckte, während das übrige Geld in die Hosentasche wanderte. Als unser Professor seine Zeche bezahlte, richtete er es so ein, daß der Kellner ihm herausgeben mußte. Natürlich konnte dieser wieder „mit dem besten Willen“ kein Fünfpfennigstück finden. „Greifen Sie nur einmal in Ihre linke Westentasche“, sagte der Professor lächelnd, „vielleicht finden Sie dort eins!“ Der Kellner macht zuerst ein verblüfftes Gesicht, faßt sich dann aber schnell und flüstert, indem er sich zu dem Professor hinabbeugt, diesem in’s Ohr: „Sie sind gewiß auch einmal Kellner gewesen!“

— (Edelmuth.) Nichts ist edler — sagte einst Nestroy — als wenn man seine Hand einem Menschen in die Hand legt, dem man sie eigentlich ins Gesicht legen möchte.

— (Beim Rapport.) Hauptmann zu einem Reservisten: „Man beklagt sich allgemein über Ihre Widersetzlichkeit und Streitsucht . . . —“ Reservist: „Herr Hauptmann, ich bin Advokat und möchte während der acht Wochen um keinen Preis aus der Uebung kommen.“